

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30835-4

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de

Über dieses Buch »Mein Testament« nennt Rosamond Lehmann ihr Buch, in dem sie den eigenen Weg nachzeichnet. Sie entwirft ekstatische und traumatische Bilder ihrer Kindheit vor dem Ersten Weltkrieg, erinnert sich an Tage wie in einem Wunderland, allein oder mit den Geschwistern, im Garten, am Fluß, im Spielzimmer, in der Bibliothek ihres Elternhauses. Sie skizziert ihr Lebensgefühl als junge Schriftstellerin, den Freiheitsdrang, die Sehnsucht nach der herkömmlichen Frauenrolle, die Zweifel am nihilistischen Weltbild ihrer Künstlerfreunde. Sie porträtiert sich als die Frau, die sie durch den Tod ihrer Tochter Sally geworden ist, rekonstruiert ihre Träume und Visionen, ihre mystischen und parapsychischen Erfahrungen.

Rosamond Lehmann betreibt Spurensuche, was sie schreibt, ist »subautobiographisch«, zeugt von einer elementaren Auseinandersetzung mit Leben und Tod. »Der Schwan am Abend« ist ihr persönlichstes Buch.

Die Autorin Rosamond Lehmann wurde 1901 in Buckinghamshire geboren. Als Tochter aus literarisch berühmtem Hause studierte sie nach dem Ersten Weltkrieg in Cambridge. »Dusty Answer« (»Dunkle Antwort«, Fischer Taschenbuch Bd. 3771) war ihr erster Roman (1927). 1930 erschien »A Note in Music«, 1932 »Invitation to the Waltz«, 1936 »The Weather in the Streets«. Während des Krieges veröffentlichte sie 1944 »The Ballad and the Source«, 1953 erschien »The Echoing Grove« (»Der begrabene Tag«, Fischer Taschenbuch Bd. 3767). Nach dem Tode ihrer Tochter schreibt sie die Autobiographie »The Swan in the Evening« (»Der Schwan am Abend«), die 1967 erscheint. Ihr letzter Roman ist »A Sea-Grape Tree« (1976). Rosamond Lehmann lebt in London.

Rosamond Lehmann

Der Schwan am Abend

Fragmente eines Lebens

Aus dem Englischen von
Christine Frick-Gerke

Fischer Taschenbuch Verlag

8.–12. Tausend: März 1988

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Mai 1987

Titel der englischen Originalausgabe:
»The Swan in the Evening – Fragments of an Inner Life«
Erschienen bei Collins 1967

© Rosamond Lehmann, 1967, 1982

Copyright für die deutsche Ausgabe:

© 1987 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Susanne Berner

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-23772-6

Meiner ältesten Enkelin Anna
gewidmet

Erster Teil

*Geh, sprach der Vogel, denn das Laub war voller Kinder,
Die sich erregt versteckten und ihr Kichern verhielten.*

*Geh, geh, geh, sprach der Vogel; die Menschen
Ertragen nicht sehr viel Wirklichkeit.*

*Go, said the bird, for the leaves were full of children,
Hidden excitedly, containing laughter,
Go, go, go, said the bird: human kind
Cannot bear much reality.*

Burnt Norton, Vier Quartette,
T. S. Eliot

Ich kam während eines heftigen Gewitters zur Welt, und zwar am dritten Tag des Februar. Es war ein solcher Tumult der Elemente, er beeindruckte mit seiner gewaltigen Dramatik damals allgemein die Gemüter, schien im wahrsten Sinne des Wortes phänomenal. Nicht daß irgend jemand, das muß ich gleich hinzufügen, dieses Ereignis mit dem Eintritt meiner Person in das zwanzigste Jahrhundert in Zusammenhang brachte. Ich wurde am Beerdigungstag der Königin Viktoria geboren, des Nachts, kurz nach ein Uhr. Nur mich selbst bewegte dieses Zusammentreffen, je mehr ich den Windeln entwuchs. Es schien mir eine unerwartete Auszeichnung, eine Ehre: gewissermaßen ein Abglanz königlichen Ansehens.

Eines Tages, ich bin vielleicht fünf Jahre alt, sitze ich im Kindergarten, vor mir ein Tablett mit feinem weißem Sand, in den die Buchstaben des Alphabets gemalt werden sollen. Da rufe ich Miss Davis und gestehe, an welch denkwürdigem Tag ich geboren bin.

»Sehr interessant, mein Kind; aber jetzt paß bitte schön auf.«

Hübsche Miss Davis, die ich so verehere, der ich in aller Öffentlichkeit unaufgefordert mein Geheimnis anvertraue, sie winkt geduldig ab, findet mein Geständnis unbedeutend, leugnet, was das ferne Dunkel meiner Identität so schlaglichtartig zu beleuchten schien. Das versetzt mir einen schmerzhaften Stich, die übrigen Kinder starren mich an; ihre kalten Blicke machen mich zum Nichts, WIEDER FALSCH GERECHNET... Wisch alles fort, wein doch, Baby, wein...

Einige Monate später jedoch überkommt es mich wieder, überwältigt mich. Diesmal beim Marschieren. Rechts, links, immer im Kreis herum, durchs Schulzimmer, im Takt zur ausgelassenen Melodie, die Miss Davis auf dem Klavier spielt.

Halt! Die Musik verstummt. Ich rufe unbesonnen: »Miss Davis!«

»Ja, was gibt's?«

»Ich bin nicht gerne in der Mitte.«

»Wie meinst du das, Kind?« Miss Davis versteht nicht. Ich war diese Woche doch Klassenbeste und deshalb führe ich den Gänsemarsch an.

»Also... ich bin nicht die Älteste... und ich bin auch nicht die Jüngste...« Mir wird angst und bange. Ich gerate ins Stocken. »Helen ist älter als ich, und Baby (meine Schwester Beatrix) ist –«

»Oh, ich verstehe.« Sie unterdrückt ein Lachen. »Ich bin zu Hause auch die Mittlere. Ich finde das eigentlich schön. Wie Honig mitten im Butterbrot. Achtung, Kinder, vorwärts, *marsch!* Kopf hoch! Schwenkt die Arme!«

Ich marschiere voran, führe im Takt zu *John Brown's Body* das Fähnlein der Aufrechten. Als das *Glory Glory Allelujah!* kommt, singen wir aus vollem Halse, diesmal ich am allerlautesten, mit größter Hingabe. Solch ein Glück! Solch süße Überraschung! – ich bin jemand, ich bin wie Miss Davis, die Mittlere in der Familie, ich bin der Honig zwischen den Brotschnitten, genieße Rang und Schutz.

Fräulein Winifred Davis ist groß, gertenschlank und blaß, sie trägt eine Wolke aschblonden Haars, hat klare, leicht hervortretende Augen, die veilchenblau und grün gesprenkelt sind. Ihre Stimme klingt leise und liebevoll. Bald wird sie aus unseren Leben verschwinden. Eines Tages, bevor wir in die Sommerferien gehen – am letzten Schultag, nach Spiel und Plauderei –, küssen wir sie zum Abschied – bis zum nächsten Schuljahr, und unerklärlicherweise drückt sie uns nicht schelmisch lächelnd an ihren Busen, ihre weite Bluse (gesmokte Wildseide); wortlos läßt sie Tränen auf uns regnen.

»Warum weint Miss Davis?«

»Das *weißt* du nicht? Ich weiß warum!«

Sie heiratet. Tut sie das nicht gerne? Doch natürlich.

Aber warum weint sie dann...? Sie heißt bald Mrs. Tinkler. Wir kichern übermütig; rufen uns den Namen zu, übertreffen einander in närrischen Einfällen. Aber vielleicht weint sie, weil sie ihren komischen neuen Namen nicht leiden mag.

Ich fühle einen Anflug von Mitleid, und ich versuche, mein Gelächter zu unterdrücken. Ich finde ihren Kummer nur natürlich, denn die Komik, die den Silben innewohnt, wirft einen unpassenden, unwürdigen Schatten auf sie, auf unsere Beziehung zu ihr. Und ihre Tränen scheinen zu sagen, daß unser Gespött sie betrübt; sie kann es nicht leiden, auch nicht ändern. Es ist eine Schande.

Wir stehen zusammen auf der Veranda unseres Schulhauses, jenem stuckverzierten Backsteinpavillon, den unsere Eltern haben bauen lassen, in dem wir unterrichtet werden; mit einemmal, wie aus dem Nichts, erscheint Mister Tinkler. Er steht neben Miss Davis, ungeheuer groß, dünn und dunkelhaarig, mit blitzenden Brillengläsern. Er hakt sich bei ihr ein, sie strahlt, errötet, wischt sich die Augen. Er ist gekommen, sie fortzuholen, fortzuholen... Kindermädchen oder Eltern, die da sind, ihre Schützlinge einzusammeln, rufen mit übertriebenem Eifer: »Der Braut und dem Bräutigam ein dreifaches Hoch! Hipp! Hipp!« – und mit dünnen Stimmchen krähen wir: »Hurra!«

Aber kommt sie denn nicht wieder? Nein, natürlich nicht, sagt jemand resolut. Sie zieht nach Birmingham und wird bald selbst viele Kinder haben, auf die sie aufpassen muß. Also werde ich sie niemals wiedersehen?

Die Frage bleibt ungefragt, unbeantwortet. Sonderbar, sehr sonderbar: einmal, viele Jahre später sehe ich sie doch wieder. Aber ich glaube nicht, daß sie mich erkannt hat – ich werde es niemals mit Sicherheit wissen. Ich bin Mitte Zwanzig, mein erster Roman »Dunkle Antwort« ist erschienen. Ich werde häufig fotografiert. Allein esse ich in meinem Londoner Club zu Mittag; mir fallen zwei Personen auf, die an einem entfernten Tisch in der gegenüberliegenden Ecke sitzen; ein ansehnlicher blonder junger Mann mit frischem Gesicht und eine schmale, verwelkt wirkende Dame in Schwarz. Schließlich erhebt sich der junge Mann, kommt auf mich zu, spricht mich einerseits schüchtern, doch ungezwungen an.

Ob ich Rosamond Lehmann sei?

»Ich habe vermutet, daß Sie es sind«, sagt er. »Meine Mutter hat Ihr Photo ausgeschnitten. Sie hat sich immer sehr für

alles interessiert... Sie hat Sie früher einmal unterrichtet. Ihr Name ist Tinkler.«

Er freut sich, daß ich begeistert reagiere, sie so lebhaft in Erinnerung habe, doch im Laufe der Unterhaltung wächst unsere Verlegenheit. Ich folge seinem unsicheren Blick nach hinten. Kann das sein? Sie sieht nicht zu mir, auch nicht zu ihm, sondern mit starrem Blick vor sich hin. Auf ihren schmalen Wangen brennen flammendrote Flecke. Sie wirkt hochgradig nervös und verwirrt. »Ja, das ist meine Mutter«, sagt der freundliche junge Mann. »Leider geht es ihr zur Zeit nicht gut. Mein Vater ist im Frühling ganz plötzlich gestorben, das hat sie furchtbar mitgenommen. Ihre Nerven haben nicht mehr mitgemacht. Aber ich hoffe«, fügt er entschlossenen optimistisch hinzu, »sie hat das Schlimmste überstanden.«

Bat er mich, an ihren Tisch zu kommen, um mit ihr zu reden? – Oder deutete er taktvoll an, es besser sein zu lassen? Ich werde es niemals mit Sicherheit wissen; und werde mir immer vorwerfen, daß ich mich nicht getraut habe, es herauszufinden.

Er soll ihr alles Liebe von mir ausrichten; soll ihr sagen, ich habe ihre Güte und Schönheit niemals vergessen. Er dankt mit einem Nicken und kehrt an seinen Tisch zurück.

Ich wage verstohlen einen Blick, bevor ich Raum und Gebäude eilig verlasse. Ihre Erschütterung, ihre Teilnahmslosigkeit sind offenbar; sie sind ein Paar auf des Messers Schneide. Zutiefst rührt mich das pathetische Durchhaltemanöver des Sohnes.

Das zweifache Bild schockiert mich, nimmt meine Phantasie tagelang gefangen: Das Bild aus der Erinnerung *allegra*, silbrig schimmernd; dann dieses hier *dolorosa*, ohne Glanz; der Zwiespalt zwischen dem jungen und dem älteren Bild wird überbrückt durch die Tränen in beiden.

Liebste Miss Davis, Sie waren zu verletzlich. Niemals mehr hat ein entfernt vergleichbares Wesen den endlosen, häufig finsternen Pfad meiner Schulzeit erhellt. Bald schon bekam ich Klavierunterricht – Mademoiselles goldene Taschenuhr auf meinem linken oder rechten Handrücken,

damit ich die Hände richtig hielt. Rutschte die Uhr, fing Mademoiselle sie auf und schlug mir mit dem Lineal auf die Finger. Bald schon wurde ich, wenn ich hinfiel, nicht mehr getröstet, sondern wegen meiner zerrissenen Strümpfe zur Strafe ins Bett gesteckt.

2

Ferner, ferner zurück als der weiße Sand des Kindergartens liegt meine erste bewußte Erinnerung: so weit liegt sie zurück, daß sie weniger sichtbar als fühlbar ist. Ein dunkles Hindernis, eine Wand vielleicht, eine Tür, versperrt mir den Weg; ich klopfe auf die blanke Fläche und höre das Klatschen meiner Hand. Ich schaue nach oben, da ist ein kleines Haus mit einem Fenster, für mich zum Hindurchschauen zu hoch. Mit einemmal öffnet sich knarrend die Tür des Häuschens, jemand beugt sich zu mir herab, faßt mich, umklammert mich mit festen Armen und drückt mich gegen schwarzen, säuerlich riechenden Stoff, mitten gegen das Glitzern und Klappern von Knöpfen, Uhrketten und künstlichen Zähnen. Eine Wange preßt sich an meine – weiblich, so stelle ich fest, aber *behaart*; gleichzeitig bestürmt ein Schwall schrill lockender Koseworte mein Ohr. Ich schreie, so laut ich kann, um Hilfe, und wahrscheinlich ist Hilfe gekommen, denn das ist alles, woran ich mich erinnere.

Später bestätigt man mir dieses Erlebnis, zusammen mit der Szenerie und den Personen der Handlung. Der Ort: St. Pierre en Port, mein Alter: achtzehn Monate. Das kleine Haus aus dunkel poliertem Holz war das Rezeptionspult, hinter dem Mademoiselle Sidonie saß, Schwester unseres Hotelbesitzers, unverheiratet, kinderlieb und – bedauernswerte Dame – gestraft mit einem borstigen Bart.

Noch lange danach schickt sie uns Ansichtskarten aus Guernsey, und ich kann mich schwach erinnern, daß man mir erklärte, mein großzügiger Anteil an dieser freundlichen Aufmerksamkeit sei ganz unverdient. Eine der Postkarten bleibt mir im Gedächtnis: ein ingwerfarbener Kater in gestreiftem Badeanzug streckt mit beunruhigendem Grinsen Pfoten und

Krallen aus. Quer über ihn hinweg ist mit schwungvoll französischer Handschrift geschrieben: *Der Kater sagt der kleinen Rose guten Tag!!!*

3

Frühe Erinnerungen haben in ihrer Zusammensetzung wohl unausweichlich etwas Traumatisches. Sie offenbaren Augenblicke der Erschütterung; klirrend werden wir dem Wachtraum entrissen, der unser natürlicher kindlicher Zustand ist: gewaltsam wacherüttelt, um schmerzvoll die ersten Risse in jenem uns umhüllenden Gewebe wahrzunehmen, mit dem unsere Sinne unseren verletzlichen Körper umspinnen haben.

Zum Beispiel: ein riesengroßer Teddybär liegt rücklings auf dem Boden des Kinderzimmers. Er trägt einen Clownshut und den rot-blau-grün-gelb gewürfelten Anzug eines Harlekins. Voll stürmischer Begeisterung und ungelenker Bewegungslust springen wir ihm hingebungsvoll und unentwegt auf den Bauch, bis er brummt. Meine Baby-Schwester und ich: der Bär ist so groß wie sie. Mit einemmal fließt Blut über ihr hochrotes, wildes Gesicht. Sie gibt keinen Ton von sich (sieht nicht, was ich sehe), ich aber schreie aus vollem Halse. Jemand kommt eilig gelaufen, ruft etwas, erschrocken, reißt meine Schwester hoch und verschwindet mit ihr. Ich laufe hinterher, hämmere gegen die Badezimmertür, jammere, alles ist meine Schuld, meine Schuld. Schließlich wird sie zurückgebracht, noch bleich, aber ruhig wird sie im Kinderzimmer flach aufs Sofa gebettet. Und in jenem gereizten, scheltenden Ton – typisch für Eltern und Kinderfräulein, wenn sie einen gehörigen Schreck bekommen haben – wird auf sie eingeredet, sie solle sich zusammennehmen und endlich aufhören, verrückt zu spielen. Es folgt eine gedämpfte Unterredung zwischen Lizzie, unserer Kinderschwester, und dem Kindermädchen Lucy – der schönen Lizzie und der rotwangigen Lucy, die beide bald heiraten und uns verlassen werden, wie die meisten der freundlichen Gesichter und gutgelaunten Stimmen, die unsere Kindertage zu einem frühverlorenen Eden machten. »Eigenartig... Wirst du das mel-

den?« ... »Vielleicht.« »Eine Ader muß geplatzt sein...«
»Warum hat die andere gesagt, es sei ihre Schuld?« ... »Was weiß ich. Sie hat sie gar nicht angerührt...« »Warum macht sie dann so ein Spektakel?«

Ja, warum? Weil Blut, selbst wenige Tropfen, Opferblut, in wahren Strömen über das Firmament der Kindheit fließt.

Wieder habe ich mich töricht benommen, und es ist besser, mich gar nicht zu beachten.

Und doch noch einmal: Meine Mutter nimmt mich in der offenen Kutsche mit nach Cookham zu einer Geburtstagsfeier. (Warum nur mich? Aber so war es.) Auf der sonnenbeschienenen Wiese sind etwa zwei Dutzend Mädchen und Jungen versammelt, die ich vorher noch nie gesehen habe. Wir werden aufgestellt, bekommen Holzlöffel mit Gipseiern in die Hand. Achtung, fertig, LOS! Lauf, lauf, laß nichts fallen, heb dein Ei auf, lauf, schön ruhig, gut gemacht, Eric. Eric hat gewonnen. Wer ist Zweiter? Norah, gut gemacht, Norah... Brenda ist Dritte... Wer kommt zuletzt, ohne Ei, in Tränen aufgelöst? »Pech gehabt, Rosie, mach dir nichts draus...« Wo ist meine Mutter? Im Haus verschwunden. Was soll dieses furchtbare Elend, das KINDERBELUSTIGUNG heißt?

Grausame Kinder tummeln sich auf der Wiese, wie Vögel ungeniert und gerissen. Sie kämpfen miteinander, als sei Kämpfen der Gipfel des Vergnügens. Sie überspringen Hindernisse, kriechen unter ihnen hindurch, klettern daran hoch und wieder herunter. Bein an Bein gebunden laufen sie zu zweit. Ich verstecke mich passenderweise unter einer Trauerweide und schaue von ferne, verzweifelt, zu. Eine freundliche Dame kommt, mich mit vielen guten Worten hervorzulocken: Ich will nicht.

Mein Zustand ist dermaßen, daß meine Mutter schließlich mit mißbilligendem Gesicht kommt und mich zur Kaffeetafel führt, dabei den anderen zuzischt: »Am besten gar nicht beachten«; und niemand beachtet mich. Kein einziges der lustigen Mädchen, keiner der Jungen nimmt auch nur die geringste Notiz von dem um Atem ringenden, aufgelösten Geschöpf, das bei ihnen sitzt.

Jetzt kommt die Preisverleihung. Preise, Preise, Preise jeglicher Art sind auf einem Tisch ausgestellt, der auf dem Rasen